

2 Klassische psychologische Ansätze als Vorläufer der aktuellen Motivationsforschung

- | | |
|---|---|
| <p>2.1 Vorüberlegung: Weshalb Geschichte? – 9</p> <p>2.2 Sigmund Freuds psychoanalytische Motivationstheorie – 10</p> <p>2.3 Clark L. Hulls Triebtheorie – 13</p> <p>2.3.1 Das Konzept der Gewohnheit und des Triebes – 14</p> <p>2.3.2 Das Konzept des Anreizes – 16</p> <p>2.4 Kurt Lewins Feldtheorie – 16</p> <p>2.4.1 Das Personmodell – 17</p> <p>2.4.2 Das Umweltmodell – 18</p> | <p>2.5 Henry A. Murrays Theorie der Person-Umwelt-Bezüge – 19</p> <p>2.6 Narziss Achs Willenspsychologie – 22</p> <p>Literatur – 24</p> |
|---|---|

Lernziele

- Die wichtigsten historischen Quellen der modernen Motivationstheorien kennen lernen.
- Zentrale motivationstheoretische Konstrukte benennen können.
- Einen ersten Überblick über die vielfältigen methodischen Vorgehensweisen der Motivationsforschung gewinnen.

2.1 Vorüberlegung: Weshalb Geschichte?

Zukunft braucht Herkunft (Leitlinie eines internationalen Konzerns).

Forschung zu betreiben heißt, an einem weit verzweigten Netz an Wissen und Erkenntnis weiterzuspinnen, an Bestehendes anzuknüpfen und daraus Neues zu entwickeln. Dieses Wissensnetz reicht weit zurück in die frühe Geschichte der Menschheit und findet seine erste Systematisierung in den Schriften der griechisch-römischen Philosophie. Fragen nach dem »Wozu« und dem »Wie« menschlichen Handelns, was ja die motivationspsychologischen Fragen schlechthin sind, wurden von allen einflussreichen Philosophen über die Jahrhunderte hinweg in der einen oder anderen Weise behandelt, bis sie mit den Anfängen der wissenschaftlichen Psychologie Ende des 19. Jahrhunderts Eingang in psychologische Theorien menschlichen Erlebens und Handelns fanden. Dieses Kapitel möchte den Blick in die Vergangenheit eröffnen, um das Bewusstsein zu schärfen für die lange Tradition motivationspsychologischer Fragen. Nun mag man sich fragen, was die »alten« Denker und Forscher uns heute noch zu sagen haben. Die Autorinnen dieses Lehrbuchs sind der Überzeugung, dass wer die Vergangenheit kennt, die Gegenwart besser verstehen kann.

Diese Sichtweise wird von Franziska Loetz (persönliche Mitteilung, 29.06.2011), Historikerin an der Universität Zürich, geteilt. Sie sieht die Beschäftigung mit der Ge-

Die Kenntnis der Geschichte der Motivationspsychologie fördert das Verständnis aktueller Forschung.

Neue Theorien und Methoden entstehen, wenn die bestehenden kritisch hinterfragt werden.

Es werden diejenigen historischen Theorien präsentiert, welche die motivationspsychologische Forschung heute noch prägen.

Freud, Hull, Lewin, Murray und Ach gelten als Pioniere der Motivationspsychologie.

Freuds psychoanalytische Theorie stellt einen Versuch dar, ein weites Spektrum von menschlichem Verhalten mit wenigen grundlegenden Konzepten zu erklären.

schichte als unverzichtbar. Ließe eine Gesellschaft ihre Vergangenheit in Vergessenheit geraten, wäre sie nach Loetz orientierungslos und hilflos, wie eine Person, die aufgrund eines Unfalls sich an nichts mehr erinnern kann. Eine historische Analyse sei wichtig, weil sie dafür sensibilisiere, dass unsere Lebenswelt – und wir ergänzen: unsere Forschungswelt – Produkt historischer Entwicklungen und nicht einfach gegeben sei. Und prägnant fügt Loetz hinzu, dass eine historische Betrachtung erst erkennen lässt, was der Frage würdig sei: warum ist etwas, wie es ist und nicht vielmehr anders? Wer so frage, lerne, differenziert zu urteilen, Vielfalt zu tolerieren, Ungewissheiten auszuhalten und – so wollen wir ergänzen – den Mut zu haben, Bestehendes mit einer gewissen Unerschrockenheit zu hinterfragen und den Blick nach vorne zu richten. Denn nur aus der Unzufriedenheit mit bestehenden Forschungstraditionen sind neue Theorien und Methoden entstanden.

Bei unserem **historischen Rückblick** wird es nicht darum gehen, das dichte Netz in all seinen Verzweigungen zu rekonstruieren, sondern aufzuzeigen, welche historischen Annahmen über die Beweggründe und die Steuerung menschlichen Handelns die motivationspsychologische Forschung noch heute prägen.

Denjenigen, die sich in die Geschichte der (Motivations-)Psychologie vertiefen möchten, empfehlen wir einzelne Kapitel aus den beiden kompakten und gleichzeitig ansprechenden Büchern von Jutta und Heinz Heckhausen (2010) sowie von Wolfgang Schönplung (2000). In diesen Werken werden die verschiedenen Entwicklungslinien der (Motivations-)Psychologie sehr detailliert dargestellt.

Die **Auswahl** der hier präsentierten **Theorien** orientierte sich an zwei Kriterien: Einerseits soll das theoretische und empirische Erbe eines historischen Ansatzes in der gegenwärtigen Motivationspsychologie noch erkennbar nachwirken, andererseits soll sich daran die Vielfalt in der empirischen Herangehensweise bei der Überprüfung motivationspsychologischer Theorien verdeutlichen lassen. Präsentiert werden im Weiteren die Ansätze von Sigmund Freud, Clark Hull, Kurt Lewin, Henry Murray und Narziss Ach. Sie waren Zeitgenossen und zählen zur Generation der Pioniere in der Motivationspsychologie.

2.2 Sigmund Freuds psychoanalytische Motivationstheorie

Wir beginnen mit **Sigmund Freud** (1856–1939), der mit der zu seiner Zeit revolutionären Annahme unbewusster Handlungsgründe sicherlich den größten Umbruch im damaligen wissenschaftlich-psychologischen Denken auslöste. So umstritten Freuds Werk auch sein mag und so unterschiedlich die Urteile über ihn als Forscher ausfallen mögen – von den einen als Welterneuerer in einem Atemzug mit Kopernikus und Darwin genannt, von den anderen als unwissenschaftlich verpönt –, so lässt sich mit den Worten Weiners (1985) doch eines festhalten:

[...] rather than being too critical or too skeptical, we should accept Freud's theory for what it is and was: a monumental attempt by a genius to account for a great diversity of human behavior with a few basic concepts and ideas (Weiner, 1985, S. 27).

Um die grundlegenden Konzepte und Ansichten Freuds zur menschlichen Motivation soll es im Weiteren gehen. Vorausgeschickt werden muss, dass Freud sein äußerst vielschichtiges Theoriegebäude sowie seinen darauf basierenden psychotherapeutischen Behandlungsansatz, beide als **Psychoanalyse** bezeichnet, über mehr als vierzig Jahre entwickelte und dabei immer wieder überarbeitete. Insbesondere handelt es sich bei der Psychoanalyse um eine Sammlung entwicklungspsychologischer, persönlichkeitspsychologischer, klinisch-psychologischer und kulturalistischer Teiltheorien.

Im Zentrum des psychoanalytischen Motivationsmodells steht das Konzept der **Triebreduktion**. Als Triebe bezeichnet Freud die psychische Repräsentation aus dem Körperinneren stammender Reize, die einem Bedürfnis im Sinne eines gestörten physiologischen Gleichgewichts (z. B. Flüssigkeitsmangel) entspringen und mit unangenehmen Empfindungen (Unlust) verbunden sind. Als Beispiel für einen Triebreiz nennt Freud in seiner für die Motivationspsychologie bedeutsamen Abhandlung *Triebe und Triebchicksale* von 1915 die Austrocknung der Mundschleimhaut, die sich als Durst bemerkbar macht. Nach Freud resultiert zielgerichtetes Handeln aus dem Bestreben, das innere Gleichgewicht wiederherzustellen (Homöostase), indem das Bedürfnis an einem bestimmten Objekt befriedigt und damit der innere Triebreiz ausgeschaltet wird, was mit Lustgefühlen einhergeht. Das übergeordnete Ziel menschlichen Handelns ist also Unlustvermeidung und Lustgewinn (Hedonismusprinzip), wobei im Denken Freuds »Reizarmut« oder Bedürfnislosigkeit der eigentlich erstrebenswerte Zustand ist.

Das Nervensystem ist ein Apparat, dem die Funktion erteilt ist, die anlangenden Reize wieder zu beseitigen, auf möglichst niedriges Niveau herabzusetzen, oder der, wenn es nur möglich wäre, sich überhaupt reizlos erhalten wollte (Freud, 1915/1952, S. 213).

Trotz Freuds vielfach gewählter Bezüge zu den biologisch verankerten Bedürfnissen Hunger und Durst standen diese jedoch keineswegs im Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Mit welchen Bedürfnissen und daraus resultierenden Trieben beschäftigte sich nun aber Freud? Am Ende mehrfacher Umformulierungen seiner theoretischen Position zu dieser Frage postulierte Freud die Existenz zweier Triebe: den Lebenstrieb und den Todestrieb.

Der Lebenstrieb umfasst alle Tendenzen zum Lebenserhalt des Individuums und zum Überleben der Art, also die biologischen Bedürfnisse Hunger und Durst, soziale Bindung und insbesondere die Sexualität, die in der Psychoanalyse eine herausgehobene Position einnimmt. Letzteres war einer der Hauptgründe für die sehr zurückhaltende, wenn nicht gar ablehnende Haltung der zeitgenössischen (Fach-)Öffentlichkeit gegenüber Freuds Thesen. Der zum Lebenstrieb antagonistische Todestrieb beschreibt einerseits das Bestreben, zu einem leblosen und damit bedürfnislosen Zustand zurückzukehren, andererseits aber auch aggressive Tendenzen.

Eng verknüpft mit dem Triebkonzept sind Freuds Überlegungen zur psychischen Energie. Triebe treiben Verhalten an in Richtung relevanter Objekte, die sich zur Bedürfnisbefriedigung und damit zur Triebreduktion eignen. Mit der Ausrichtung auf ein Triebbefriedigungsobjekt wird gemäß Freud psychische Energie gebunden, was sich u. a. daran zeigt, dass das noch unerreichte Objekt sehnsüchtig vermisst wird und die Gedanken um das Objekt kreisen. Da jedem Menschen eine (für ihn spezifische) konstante Menge an psychischer Energie zur Verfügung steht, folgt daraus, dass durch die Bindung an ein Triebbefriedigungsobjekt die für andere psychische Aktivitäten verfügbare Energie vorübergehend reduziert ist; sobald das Bedürfnis befriedigt ist, wird diese Energie wieder frei.

Auch hier wird wieder deutlich, dass **Bedürfnislosigkeit** der eigentlich erstrebenswerte Zustand ist. Interessant dabei ist, dass aus der Perspektive Freuds ein unbefriedigtes Bedürfnis keineswegs mit Vorfreude und einer funktionalen Ausrichtung der Gedanken auf die Erreichung des bedürfnisbefriedigenden Objekts verbunden ist (wie in späteren zielpsychologischen Ansätzen, ► Kap. 9), sondern von Unlustgefühlen und einer ungünstigen gedanklichen Fixierung begleitet ist. Nachfühlbar wird dieser Zustand wohl am ehesten, wenn man sich in die Situation eines Studenten versetzt, der sehnsüchtig auf die Rückkehr seiner Freundin von einer großen Reise wartet, sich rastlos fühlt und sich auf nichts richtig konzentrieren kann.

Auffällig ist weiterhin, dass Freud seine Systematik der menschlichen Triebe nicht ausgearbeitet und auch keine differenzierte Analyse ihrer Entstehung vorgelegt hat. Letzteres schließt er sogar ausdrücklich als Forschungsgegenstand aus:

Laut Freud ist das übergeordnete Ziel menschlichen Handelns die Unlustvermeidung und der Lustgewinn. Was den Menschen dabei antreibt, sind aus dem Körperinneren stammende Triebreize.

Freud postulierte zwei antagonistische Triebe: den Lebenstrieb und den Todestrieb.

Die Ausrichtung auf ein Triebbefriedigungsobjekt bindet psychische Energie, die erst dann wieder frei wird, wenn das zugrundeliegende Bedürfnis befriedigt wurde.

Freud beschäftigte sich in erster Linie mit der Dynamik unterdrückter sexueller und aggressiver Triebimpulse.

Aufgrund sozialer Normen sowie dem Fehlen von geeigneten Triebobjekten können Triebimpulse nicht jederzeit ausgelebt werden.

Das »Ich« umfasst die an der Handlungssteuerung beteiligten kognitiven Prozesse und moduliert das Zusammenspiel zwischen Triebimpulsen, Normen und der Befriedigungsstruktur der Umwelt.

Das »Über-Ich« entspricht dem »Gewissen«, es enthält sozial vermittelte Wert- und Normorientierungen.

Das »Es« enthält die Triebimpulse; diese sind unbewusst.

Bedürfnisse können in Träumen oder Fantasien oder durch vom »Ich« geplanten bedürfnisbefriedigenden Handlungen befriedigt werden.

Auch die moderne Motivationspsychologie nimmt an, dass die Beweggründe des Handelns vielfach in unbewussten Bedürfnissen liegen und dass sich Menschen im Hinblick auf die Stärke dieser Bedürfnisse unterscheiden.

Unter der Quelle des Triebes versteht man jenen somatischen Vorgang in einem Organ oder Körperteil, dessen Reiz im Seelenleben durch den Trieb repräsentiert ist. [...] Das Studium der Triebquellen gehört der Psychologie nicht mehr an; obwohl die Herkunft aus der somatischen Quelle das schlechtweg Entscheidende für den Trieb ist, wird er uns im Seelenleben doch nicht anders als durch seine Ziele bekannt (Freud, 1915/1952, S. 215).

Freuds Hauptaugenmerk lag vielmehr auf der intrapsychischen Dynamik unterdrückter sexueller und aggressiver Triebimpulse, die er durch die Beobachtung pathologischer Verhaltensweisen (z. B. Neurosen und Zwängen) aber auch anhand alltäglicher Phänomene wie Träume, Witze und Fehlleistungen (z. B. Freud'scher Versprecher) aufzuklären suchte.

Hier kommen nun zwei weitere tragende Säulen der psychoanalytischen Theorie ins Spiel: Einerseits das Konzept der drei **Persönlichkeitsinstanzen** Es, Ich und Über-Ich und andererseits das Konzept des **Unbewussten**. Wie oben ausgeführt, folgt nach Freud menschliches Verhalten dem Lustprinzip und zielt auf die Befriedigung von Triebreizen. Gerade bei sexuellen und aggressiven Triebimpulsen stellen sich jedoch deren freiem Ausleben Beschränkungen entgegen, wenn dies soziale Normen verbieten (z. B. man darf einer Vorgesetzten gegenüber Wut nicht offen zeigen) oder aber ein geeignetes »Triebobjekt« zur Befriedigung nicht zur Verfügung steht (z. B. der geliebte Lebenspartner ist für längere Zeit abwesend).

Dieses Zusammenspiel von Triebimpulsen, Normen und der Befriedigungsstruktur der Umwelt wird moduliert von der Persönlichkeitsinstanz des »Ich«. Mit dem »Ich« meint Freud solche kognitive Prozesse, die an der Steuerung von Handlungen beteiligt sind, z. B. planvolles Denken, Aufmerksamkeit, Gedächtnis. Die Prozesse laufen vielfach nicht bewusst ab, sie sind jedoch durchaus bewusstseinsfähig, d. h. dass die Person gezielt einen Handlungsplan entwickeln kann.

Das »Ich« steht im Dienste der beiden anderen Persönlichkeitsinstanzen, des »Über-Ich« und des »Es«. Im »Über-Ich« sind die sozial vermittelten Wert- und Normorientierungen repräsentiert. Es stellt das dar, was man umgangssprachlich mit dem Begriff des Gewissens bezeichnen könnte.

Das »Es« hingegen ist Sitz aller Triebimpulse, die – und das ist ein für die Motivationspsychologie wichtiger Aspekt – unbewusst sind und wie bereits eingangs dargestellt aufgrund ihres drängenden, Unlust erzeugenden Charakters nach unmittelbarer Befriedigung verlangen.

Verschiedene Wege zur Reduktion eines Triebreizes sind nach Freud nun denkbar. Fehlt ein geeignetes Objekt zur Bedürfnisbefriedigung, kann erstens das Bedürfnis stellvertretend in Träumen oder in der Fantasie befriedigt werden. Einen zweiten Weg zur Befriedigung von Triebimpulsen kann das »Ich« gewissermaßen vorbereiten, indem es einen Plan erzeugt, wie zu einem späteren Zeitpunkt eine bedürfnisbefriedigende Handlung ausgeführt werden kann (vgl. Belohnungsaufschub). Dies würde man in der Terminologie der heutigen Forschung als Handlungskontrolle oder Selbststeuerung bezeichnen (► Kap. 9), denn es erfordert ja eine gewisse Selbstdisziplin, sein Verhalten so zu »steuern«, dass eine Wunschhandlung nicht jetzt, sondern erst später ausgeführt wird.

Von der Annahme der stellvertretenden Bedürfnisbefriedigung in der Fantasie ausgehend entwickelte Freud (1900/1952) die therapeutische Methode der **Traumdeutung**. Die für die Motivationsforschung zentrale Messung impliziter Motive über die Auswertung von Fantasiegeschichten (► Kap. 6) basiert ebenfalls auf dieser Annahme. Es existieren verschiedene aktuelle Verfahren, die auf dem Thematischen Auffassungstest (TAT; auch Thematischer Apperzeptionstest genannt) von Morgan und Murray (1935) aufbauen.

Interessant aus heutiger Sicht ist, dass sich die Pioniere der Motivmessung ganz explizit auf Freud berufen:

The choice of the thematic apperception method for collecting data followed from our acceptance of the Freudian hypothesis that a good place to look for the effects of motivation is in fantasy (McClelland et al., 1953, p. 107).

Die Kenntnis der empirischen Methoden, die jeweils zur Hypothesentestung eingesetzt werden, ist ein zentraler Schlüssel zum Verständnis und zur kritischen Reflexion einer Theorie. Kommen wir daher abschließend noch auf das methodische Vorgehen zu sprechen, anhand dessen Freud seine theoretischen Annahmen überprüfte. Er ging nicht experimentell-quantitativ vor; vielmehr haben ihn seine naturwissenschaftliche Ausbildung als Arzt und seine experimentellen neurologischen Forschungsarbeiten zu Beginn seiner beruflichen Karriere nicht daran gehindert, auf qualitative und damit weit weniger objektive Methoden zurückzugreifen. Die subjektive Deutung von Träumen, freien Assoziationen, aber auch von neurotischen Verhaltensauffälligkeiten und sogar Kunstwerken schien für Freud die einzige Möglichkeit, Zugang zu unbewussten Handlungsimpulsen zu erlangen. Mit heutigen Forschungsbegriffen würde man sagen, dass Freud sich qualitativer Verfahren der deskriptiven Einzelfallanalyse bediente (Mayring, 2010), was ein weiterer Grund für die spätere Skepsis seiner experimentell-quantitativ ausgerichteten Fachkollegen gegenüber seinem Ansatz war.

Nach der Psychoanalyse wird die behavioristische Theorie von Clark Hull als eine weitere wichtige theoretische Quelle der aktuellen Motivationsforschung dargestellt. Besonders faszinierend ist, dass sie in ihrer theoretischen Grundposition (nur beobachtbare Prozesse werden analysiert) der Psychoanalyse diametral entgegensteht und doch in einem Punkt eine große Ähnlichkeit mit ihr aufweist (Triebreduktion als zentrales motivierendes Prinzip).

2.3 Clark L. Hulls Triebtheorie

Clark Hull (1884–1952) gilt als einer der einflussreichsten Vertreter des Anfang des 20. Jahrhunderts von John B. Watson begründeten **Behaviorismus**, der mit einem tiefgreifenden Wandel in der Psychologie verbunden war. Als Behaviorist fühlte sich Hull der Analyse ausschließlich objektiv messbarer Phänomene verpflichtet.

Nicht mehr wie bei Freud die intuitive Interpretation von Träumen oder Verhaltensauffälligkeiten, die Rückschlüsse auf unbewusste Triebkräfte erlauben sollten, sondern die präzise Messung von Verhalten und seinen Determinanten kennzeichnen Hulls Forschungsansatz. Die Naturwissenschaften – insbesondere die Physik – waren die Vorbilder für behavioristische Forscher, und damit einhergehend forderten sie präzise abgeleitete, empirisch prüfbare Hypothesen und ein streng experimentelles Vorgehen.

Entsprechend fasste Hull (1952) seine theoretischen Annahmen mathematisch hoch formalisiert in 17 Postulaten und 15 Begleitsätzen, die er schließlich in Experimenten mit Versuchstieren überprüfte. Um den Lesern einen kleinen Einblick in Hulls Schreiben zu gewähren, sei hier Postulat IV im Original wiedergegeben. Das sog. **Gesetz der Gewohnheitsbildung** knüpft an das lerntheoretische Konzept der Verstärkung (Gesetz der Wirkung, engl. »law of effect«; Thorndike, 1913) an und bezieht sich auf durch Verstärkungslernen erworbene neue Verhaltensweisen, von Hull als Gewohnheiten (engl. »habits«) bezeichnet.

If reinforcements follow each other at evenly distributed intervals, everything else constant, the resulting habit will increase in strength as a positive growth function of the number of trials according to the equation, $sH_R = 1 - 10^{-.0305N}$, where N is the total number of reinforcements from Z (Hull, 1952, p. 6).

Freud verwendete keine quantitativen Forschungsmethoden, um seine Theorie zu überprüfen.

Die Behavioristen beschäftigten sich ausschließlich mit objektiv messbaren Phänomenen und vernachlässigten alles, was sich nicht direkt beobachten ließ.

Mit seiner rigorosen Orientierung an theoretisch abgeleiteten, experimentell überprüfbaren Hypothesen setzte Hull Maßstäbe für die motivationspsychologische Forschung.

Hull formalisierte seine theoretischen Aussagen mathematisch.

Ähnlich dem Triebkonzept von Freud geht Hull von einem Bedürfniskonzept aus, welches Verhalten erklärt.

Ohne die Annahme eines sich verändernden motivierenden Bedürfniszustands lassen sich Verhaltensunterschiede über die Zeit nicht erklären.

Haben Sie es bereits verstanden? – Ärgern Sie sich nicht, wenn dies noch nicht der Fall sein sollte. Wir werden versuchen, Ihnen Halls Theorie in eigenen Worten näherzubringen. Hull (1943) ging es um nichts Geringeres als die Formulierung einer allgemeinen Verhaltenstheorie, die Verhalten zu erklären versucht aus dem Zusammenspiel von Bedürfnissen (»states of need«) und bestimmten Umweltkonstellationen (»states of the environment«).

Als zentrales Erklärungs-konstrukt erscheint hier das Bedürfniskonzept (»state of need«) – und darin zeigt sich eine gewisse Nähe zu Freuds Ansatz. Auch Hull nimmt an, dass Verhalten von Bedürfnis- oder Mangelzuständen angetrieben wird (Homöostaseprinzip) und Verhalten nur so lange gezeigt wird, bis der Bedürfniszustand befriedigt ist und damit Entspannung eintritt (Hedonismusprinzip).

Im Blick hat Hull grundlegende **biologische Bedürfnisse** (z. B. Hunger, Durst, Sexualität), deren Befriedigung zwingend für das Überleben des Individuums und der Art ist, und er analysiert folglich Verhaltensweisen, die auf Befriedigung dieser Bedürfnisse zielen. Dieser Forschungsfokus hat es ihm ermöglicht, seine theoretischen Überlegungen ausschließlich anhand von Tierversuchen zu überprüfen, denn all die genannten Verhaltensbereiche sind nicht spezifisch beim Menschen zu finden. Mit dem Postulat verhaltensauslösender Bedürfniszustände erweitert Hull die bis dahin vorherrschende lerntheoretische Position um eine motivationspsychologisch höchst bedeutsame Komponente – die des **Antriebs**.

Auch wenn anderen Vertretern der Lernpsychologie, die zu Halls Zeit forschten (z. B. Pawlow, Thorndike) die Bedeutsamkeit von Bedürfniszuständen für Lernprozesse im Sinne des klassischen und operanten Konditionierens klar gewesen war – alle Versuchstiere wurden in depriviertem, d. h. »ausgehungertem«, »durstigem« etc. Zustand mit starkem Bedürfnis nach Triebbefriedigung den Konditionierungsexperimenten unterzogen –, so haben sie dieses bedeutsame motivationale Konzept nicht in ihren Theorien berücksichtigt. Klassische lerntheoretische Ansätze hatten Schwierigkeiten, zu erklären, warum Versuchstiere in gesättigtem Zustand eine gelernte Reiz-Reaktions-Verknüpfung in der Regel nicht zeigen.

2.3.1 Das Konzept der Gewohnheit und des Triebes

Hull postulierte, dass die gelernte Reiz-Reaktions-Verbindung dem Verhalten zwar eine Richtung gibt (sobald ein bestimmter Reiz erscheint, tritt ein bestimmtes Verhalten auf), nicht jedoch die Energie zu deren Ausführung bereitstellt. Diese Antriebskomponente, von Hull als **Trieb** (engl. »drive«) bezeichnet, resultiert aus einem unbefriedigten Bedürfniszustand. Bei einem Trieb handelt es sich nach Hull um eine unspezifische Energiequelle, die unabhängig von der Art des jeweils aktualisierten Bedürfnisses ist und die durch Lernprozesse in eine bestimmte Richtung gelenkt werden kann.

Hulls (1943) berühmte Verhaltensformel bringt seine zentrale theoretische Annahme prägnant auf den Punkt: Verhaltenstendenz = Gewohnheit × Trieb (engl.: reaction potential = habit strength × drive).

Damit ein Verhalten gezeigt wird, muss es im Verhaltensrepertoire des Tieres bzw. Individuums bestehen (Gewohnheit), und es muss ein Bedürfniszustand (Trieb) vorherrschen. Die **Gewohnheit** bezeichnet dabei eine durch Verstärkungslernen erworbene Verhaltenssequenz; ihre Stärke ergibt sich aus der Anzahl verstärkter Lerndurchgänge (siehe oben: Gesetz der Gewohnheitsbildung). Auch die **Triebstärke** kann objektiv bestimmt werden über die Dauer der Deprivation (z. B. je länger der Nahrungs- oder Flüssigkeitsentzug, desto höher die Triebstärke), und damit sind beide theoretischen Konstrukte kompatibel mit der behavioristischen Forderung nach objektiver Messbarkeit.

Die multiplikative Verknüpfung von Gewohnheits- und Triebstärke hat zwei wichtige theoretische Implikationen: Zum einen wird damit ausgedrückt, dass es für ein Verhalten beider Komponenten bedarf, denn ist einer der beiden Faktoren null, ist der gesamte Term gleich null. Beispielsweise kann ein Mangel an Antrieb nicht durch eine höhere Gewohnheitsstärke kompensiert werden und umgekehrt – wenn ein Versuchstier satt ist, wird es ein gelerntes Verhalten zur Futterbeschaffung nicht zeigen, egal wie gut gelernt das Verhalten auch sein mag.

Zum anderen bildet sich darin im statistischen Sinne eine Interaktion beider Faktoren ab, die darin besteht, dass die Wirkung des einen Faktors abhängig ist von der Ausprägung des anderen Faktors. So zeigte sich, dass die Gewohnheitsstärke bei höherer Triebstärke einen größeren Einfluss auf das Verhalten hat als bei geringerer Triebstärke – je größer der Hunger ist, desto deutlicher wird der Unterschied sichtbar, ob ein Tier ein Futtersuchverhalten gut gelernt hat oder nicht.

Damit ein Organismus ein Verhalten zeigt, muss er dieses Verhalten ausführen können und er muss motiviert sein, es auszuführen.

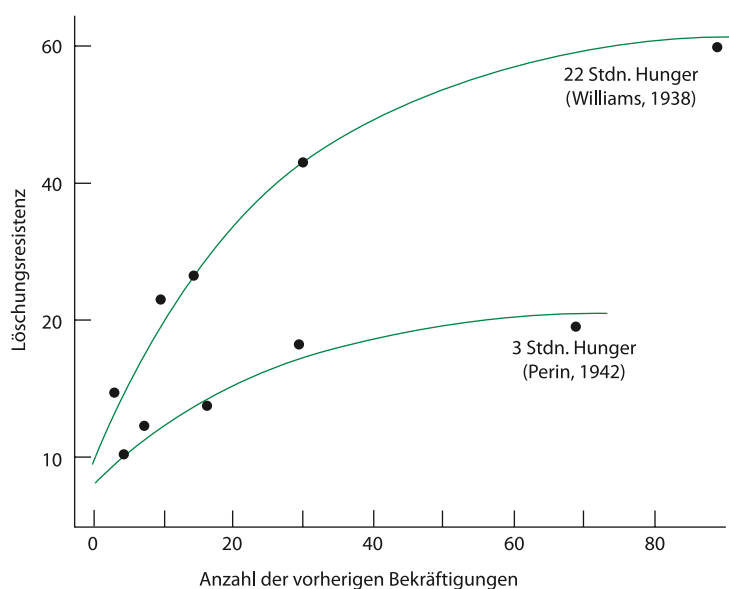
Studie

Perin (1942) zu Hulls Verhaltensformel

Eine der am häufigsten zitierten Studien zu Hulls Verhaltensformel findet sich in einer Arbeit von Perin (1942), in der er ein eigenes Experiment und eines seines Kollegen Williams (1938) präsentiert. Ratten wurden, wie in klassischen Lernexperimenten üblich, für mehrere Stunden (hier 23 Stunden) nicht gefüttert (Nahrungsentzug als Operationalisierung der Triebstärke). Sie lernten dann ein Verhalten (Hebel drücken), das ihnen Zugang zu Futter verschaffte. Während der Lernphase wurden unterschiedliche Versuchstiergruppen gebildet, bei denen das Betätigen des Hebels unterschiedlich häufig (zwischen 5 und 90 Mal als Operationalisierung unterschiedlicher Gewohnheitsstärke) mit Nahrung belohnt wurde. Es folgte danach eine weitere Phase von 22 Stunden bei Williams bzw. 3 Stunden bei Perin, in der die Tiere hungern mussten. In der nachfolgenden kritischen Versuchsphase – hier wurde die zentrale abhängige

Variable der Lösungsresistenz gemessen – wurden die Versuchstiere für das Drücken des Hebels nun nicht mehr belohnt. Beobachtet wurde, wie oft der Hebel noch betätigt wird, bevor das Versuchstier mindestens fünf Minuten ohne jegliche Reaktion in der Versuchsanordnung verharret. Die Lösungsresistenz gilt als Maß für die Verhaltenstendenz (»reaction potential«; ■ Abb. 2.1).

Wie in ■ Abb. 2.1 ersichtlich, zeigt sich die generelle Tendenz, dass mit zunehmender Anzahl vorheriger Bekräftigungen in der Lernphase, also mit höherer Gewohnheitsstärke, die Lösungsresistenz ansteigt. Dies geschieht jedoch in viel höherem Maße bei höherer (22 Stunden Nahrungsentzug) als bei geringerer Triebstärke (3 Stunden Nahrungsentzug) – illustriert an den nach rechts auseinanderstrebenden Kurvenverläufen.



■ **Abb. 2.1** Einfluss der Anzahl vorheriger Bekräftigungen und der Dauer des Nahrungsentzugs auf die Lösungsresistenz. (Nach Perin, 1942, S. 101)

Später erweiterte Hull seine Verhaltensformel um das motivationspsychologisch bedeutungsvolle Konstrukt des Anreizes.

Verhalten wird motiviert sowohl von in der Person als auch in der Umgebung liegenden Faktoren. Dies entspricht der modernen Auffassung von Motivation als Produkt von Person und Umwelt.

Neben Psychoanalyse und Behaviorismus stellt die Gestaltpsychologie eine dritte einflussreiche Richtung dar; in ihrer Tradition stehen die Arbeiten Lewins, die großen Einfluss auf verschiedenste Bereiche der Psychologie hatten.

2.3.2 Das Konzept des Anreizes

Doch der motivationspsychologisch wichtige Beitrag Hulls beschränkt sich nicht auf die Berücksichtigung der Antriebskomponente, mindestens ebenso bedeutsam ist eine theoretische Fortentwicklung, die er in seinem letzten Buch 1952 vorstellte. Sie umfasst die Erweiterung seiner Verhaltensformel um das Konzept des **Anreizes**. Es hatte sich gezeigt, dass trotz gleich bleibender Habit- und Triebstärken das Verhalten von Versuchstieren markant unterschiedlich ausfällt, je nach der Art oder Menge des Futters, das ihnen als Belohnung verabreicht wurde. Der Anreiz für das Verhalten war also ebenfalls von entscheidender Bedeutung. Dies ist unmittelbar einleuchtend – kennen wir doch alle das Phänomen, auf einer Party o. Ä. weiter zu essen, auch wenn wir schon satt sind, einfach weil das Angebot auf dem Buffet so verlockend ist.

Hull integrierte diese Tatsache unter dem Begriff des Anreizwerts in seine Verhaltensformel, die sich nun liest als: Verhaltenstendenz = Gewohnheit × Trieb × Anreiz (engl.: reaction potential = habit strength × drive × incentive).

Damit werden nicht mehr nur innerhalb des Organismus liegende Faktoren (Bedürfnisse), sondern auch in der Umgebung vorherrschende Bedingungen (Anreize) zu Motivatoren des Verhaltens.

Entsprechend unterscheidet man zwischen Bedürfnis- und Anreizmotivation, die unterschiedliche Ansatzpunkte an das Verhalten beschreiben. Bedürfnisbedingte Triebe drängen das Individuum, etwas zu tun (»push«; Verhaltensausröser: Hunger), während situative Anreize es gewissermaßen anziehen und so ein bestimmtes Verhalten auslösen (»pull«; Verhaltensausröser: reichhaltiges Buffet; Weiner, 1985, S. 104).

Als dritter historischer Ansatz soll Kurt Lewins Feldtheorie dargestellt werden. Es wird sich zeigen, dass Lewin, obwohl wiederum aus einer völlig anderen wissenschaftlichen Tradition stammend, Annahmen formuliert, die sich in gewisser Weise mit denen Freuds und Hulls decken. Gleichzeitig geht Lewin jedoch deutlich über diese Theorien hinaus, indem er kognitive Konzepte (z. B. Intention, Erwartung) in die Theoriebildung einführt.

2.4 Kurt Lewins Feldtheorie

Kurt Lewin (1890–1947) kann als einer der Gründerväter der Motivations-, Sozial-, Organisations- und pädagogischen Psychologie gelten, so vielfältig und einflussreich waren seine Beiträge sowohl zu grundlagentheoretischen als auch zu angewandten Fragestellungen der Psychologie. Der Herausgeber einer Sammlung von feldtheoretischen Schriften Lewins beginnt sein Vorwort mit einem Ausdruck großer Hochachtung:

When the intellectual history of the twentieth century is written, Kurt Lewin will surely be counted as one of those few men whose work has changed fundamentally the course of social science in its most critical period of development (Cartwright, 1951, p. vii).

Im Folgenden werden wiederum jene Ausschnitte von Lewins Arbeiten zusammengetragen, die v. a. aus motivationspsychologischer Sicht interessant sind. Obwohl ein Zeitgenosse von Sigmund Freud und Clark Hull, repräsentiert Kurt Lewin neben Psychoanalyse und Behaviorismus eine dritte sehr einflussreiche Strömung innerhalb der wissenschaftlichen Psychologie: die **Gestaltpsychologie**.

Anhänger der Gestalttheorie – insbesondere ihr Begründer Max Wertheimer sowie seine Kollegen Wolfgang Köhler, Kurt Koffka und Herta Kopfermann – befassten sich mit Phänomenen der **Wahrnehmung**. Ausgangspunkt war eine Beobachtung Wertheimers, die unter dem Begriff des Phi-Phänomens in die Literatur einging. Leuchten zwei nahe beieinander liegende Lichtquellen in kurzer zeitlicher Abfolge auf, nimmt der

Beobachter die Bewegung eines Lichtpunktes wahr und nicht das Aufblitzen von zwei voneinander unabhängigen Lichtpunkten. Der Eindruck von Bewegung ergibt sich also daraus, dass zwei im Wahrnehmungsfeld einzeln eintretende Ereignisse zu einem Wahrnehmungsganzen verschmelzen. Ein Lichtblitz wird in Anwesenheit eines zweiten völlig anders wahrgenommen als wenn er allein aufträte. Dabei vermag die objektive Beschreibung der beiden Einzelereignisse anhand räumlich-zeitlicher Merkmale den tatsächlichen Wahrnehmungseindruck nicht wiederzugeben. Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile – so die Gestaltpsychologen. In diesem Zusammenhang betonen Gestalttheoretiker die Wichtigkeit des Umfeldes, innerhalb dessen ein Wahrnehmungsinhalt erscheint.

Lewin übertrug nun zentrale gestalttheoretische Überlegungen auf eine motivationspsychologische Verhaltensanalyse. Dies wird in folgendem Zitat, das seine berühmt gewordene Verhaltensformel enthält, deutlich:

In general terms, behavior (B) is a function (F) of the person (P) and of his environment (E), $B = F(P, E)$. In this equation the person (P) and his environment (E) have to be viewed as variables which are mutually dependent upon each other. In other words, to understand or to predict behavior, the person and his environment have to be considered as one constellation of interdependent factors. We call the totality of these factors the life space (LSp) of that individual [...] (Lewin, 1951, pp. 238–240).

Der so definierte Lebensraum repräsentiert nach Lewin die subjektiv wahrgenommene (psychologische) Realität der Person und nicht, wie die Analogie zum physikalischen Feldbegriff eventuell nahelegen könnte, die objektiv gegebenen physikalischen Umweltfaktoren. Beispielsweise wäre für einen Sportler nicht die objektiv messbare Höhe der Latte beim Hochsprung maßgeblich für die Frage, ob er den Sprung wagt, sondern allein seine subjektive Einschätzung der Schwierigkeit.

Der wahrgenommene Lebensraum wird dabei von Merkmalen der Person (z. B. Bedürfnisse, Absichten) und von handlungsrelevanten Aspekten der Umwelt (z. B. Bedürfnis befriedigende Objekte, Handlungsgelegenheiten zur Realisierung einer Absicht) geprägt, die wechselseitig aufeinander bezogen sind und in ihrem Zusammenspiel erst Verhalten determinieren. Wichtig ist zu erwähnen, dass Lewin mit seiner Theorie einen Erklärungsansatz für jegliches menschliches Verhalten liefern möchte.

Lewin verdeutlicht seine Überlegungen zu den verhaltenssteuernden Person- und Umweltfaktoren anhand eines sog. Personmodells und eines Umweltmodells, die jeweils strukturelle und dynamische Komponenten aufweisen.

2.4.1 Das Personmodell

In struktureller Hinsicht beschreibt das Personmodell aktuelle Bedürfnisse und Handlungsabsichten (Intentionen) als abgegrenzte Bereiche, die in einer bestimmten räumlichen Nähe zueinander angeordnet gedacht werden. Je ähnlicher sich diese sind, desto näher liegen sie zueinander (z. B. die Intention, in seiner Freizeit einen bestimmten unterhaltsamen Roman zu lesen, ist der Intention, sich durch einen Kinobesuch zu entspannen, sehr verwandt).

Der dynamische Aspekt des Personmodells betrifft Lewins Annahme, dass aktualisierte Bedürfnisse und Intentionen ein Spannungssystem entstehen lassen, das nach Spannungsabfuhr drängt. Eine besonders interessante Annahme Lewins ist, dass das Bilden einer Intention oder, wie der Autor auch sagt, ein »Vornahmeakt« (z. B. »Ich beabsichtige diesen Roman zu lesen!«) ein Quasibedürfnis entstehen lässt, das in seinen dynamischen Merkmalen echten Bedürfnissen (z. B. Hunger, Durst) ähnlich ist, wie Lewin (1926) in seiner programmatischen Publikation schreibt:

Gestalttheoretiker betonen bei Wahrnehmungsphänomenen die Wichtigkeit des Umfeldes und die Tatsache, dass die objektive Beschreibung eines Reizes den subjektiven Wahrnehmungseindruck nur unzureichend wiedergibt.

Laut Lewin erklärt sich Verhalten aus der Interaktion zwischen Personmerkmalen und den von ihr subjektiv wahrgenommenen Merkmalen der Umwelt.

Intentionen lassen als Quasibedürfnisse ein Spannungssystem entstehen, welches nach Spannungsausgleich durch Befriedigungshandlungen drängt.

Lewin legte mit seinem Fokus auf Intentionen und ihre Nachwirkungen den Grundstein für die moderne kognitiv ausgerichtete Motivationsforschung.

Das Umweltmodell umfasst abgegrenzte Teilbereiche, die positive und negative Zielzustände und die zu ihrer Realisierung sich bietenden Handlungsmöglichkeiten repräsentieren.

Nach Lewins Umweltmodell hat eine Person vielfältige Möglichkeiten, ein Ziel zu erreichen. Verhalten kann dadurch flexibel an sich verändernde Gegebenheiten angepasst werden.

Der Lebensraum enthält für die Person anziehende wie auch abstoßende Kräfte.

■ **Abb. 2.2** Das Umweltmodell, dargestellt an einem positiven und einem negativen Kräftefeld. (Aus Beckmann u. Heckhausen, 2010; S. 111)

Auch bei den Triebbedürfnissen, z. B. beim Hunger, haben wir es mit einer inneren Spannung, einem gerichteten Druck zu tun, der auf gewisse Handlungen, die »Befriedigungshandlungen«, hindrängt (Lewin, 1926, S. 350).

Einen derartigen Spannungszustand kann man durchaus im Alltag an sich beobachten. Er erscheint als das Erleben, unbedingt etwas erledigen und am liebsten gleich loslegen zu wollen, obwohl zunächst noch andere Dinge anstehen.

Die Befriedigung eines Quasibedürfnisses durch die Ausführung der intentionsrealisierenden Handlungen (z. B. die Lektüre des Romans) führt schließlich zur Entspannung im betreffenden Teilbereich. Ist die Erledigung einer Intention nicht möglich – beispielsweise weil der Roman an einen Freund verliehen oder die Lesebrille nicht auffindbar ist –, kann ein Spannungsausgleich aber auch dadurch erzielt werden, dass aufgrund der Durchlässigkeit der Grenzen zwischen benachbarten Teilbereichen die Spannung eines Quasibedürfnisses (Roman lesen) in den benachbarten Bereich »diffundiert« und damit ein verwandtes Quasibedürfnis (zur Entspannung ins Kino gehen) stärker wird.

Auf empirische Studien zur Wirkung gespannter Systeme wird weiter unten eingegangen. Zunächst wollen wir Lewins Überlegungen zu den umweltbezogenen Prozessen angesichts gespannter Systeme in der Person betrachten. Erst damit wird das Postulat des Zusammenwirkens von Person und Umwelt bei der Bestimmung von Verhalten eingelöst.

2.4.2 Das Umweltmodell

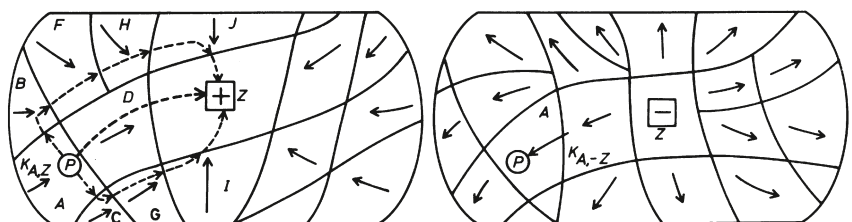
Auch hier lassen sich wieder strukturelle und dynamische Aspekte unterscheiden. Die Struktur des Umweltmodells ergibt sich durch voneinander abgegrenzte Teilbereiche, die bestimmte für die Person relevante positive und negative Ereignisse und damit in Zusammenhang stehende Handlungsmöglichkeiten repräsentieren (■ Abb. 2.2).

Diese positiven bzw. negativen Ereignisse können den Charakter von Zielzuständen annehmen, die man durch bestimmte aufeinander folgende Handlungsschritte (dargestellt als benachbarte Bereiche, z. B. A-B) erreichen bzw. vermeiden kann.

Mit der Konzeption eines strukturierten Handlungsfeldes mit vielfältigen zielführenden Handlungsmöglichkeiten ist das Handeln flexibel, die handelnde Person hat Voraussicht auf das, was sie erreichen oder vermeiden möchte, und sie orientiert sich an den aktuellen, oftmals sich verändernden Gegebenheiten in der Umwelt.

Das Umweltmodell liefert aber mit dem Blick auf die dynamische Komponente noch einen zweiten wichtigen gedanklichen Anstoß für die Verhaltensanalyse. Lewin nimmt an, dass sich eine Person in ihrem Lebensraum anziehenden und abstoßenden Kräften gegenüber sieht, »dass wir uns zu manchen Dingen in unserer Umgebung hingezogen und von anderen abgestoßen fühlen, ähnlich wie sich [...] Eisenfeilspäne im Magnetfeld verhalten« (Lück, 1996, S. 3).

Diese Kräfte (z. B. K_{AZ}) sind in ■ Abb. 2.2 durch an der Person P ansetzende zu +Z hin- bzw. von -Z wegstrebende Pfeile (im geometrischen Sinne interpretierbar als Vektoren) angedeutet. Sie entsprechen dem Aufforderungscharakter des Zielobjekts.





<http://www.springer.com/978-3-642-30149-0>

Motivation und Emotion

Allgemeine Psychologie für Bachelor

Brandstätter, V.; Schüler, J.; Puca, R.M.; Lozo, L.

2013, XI, 233 S. Mit Online-Extras., Softcover

ISBN: 978-3-642-30149-0